In freier Stunde

Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt"

Nr. 51. Posen, den 2. März 1928. 2. Jahrg.

Der bezwungene Tod.

Roman von August Allan Hauff.

38. Fortsetzung. (Nachdruck verboten.)

Der Mandrill regte sich. Er schloß das Maul, aber die Zunge hing noch zwischen den Kiefern. Nach ein paar Sekunden ächzte und stöhnte er, er versuchte, sich aufzurichten, fiel aber wieder zurück.

„Er lebt," flüsterte Hirnbringer und spuckte vor Erregung.

Bransen nickte.

Nun saßen sie bis zum Morgengrauen ohne zu sprechen vor dem Mandrill, der müde, wie schlafend, dalag. Einmal rührte er sich schwach und streckte seine Arme aus, und die beiden Männer grinsten über das ganze Gesicht. Unbeschreiblicher Jubel stand in ihren Augen.

Am Vormittag um zehn Uhr verschied das Tier. Es war in Schlaf verfallen, und im Schlaf setzte der Atem aus. Neue Injektionen blieben erfolglos. Bransen stand kopfschüttelnd da und begriff nicht, was den Mandrill veranlaßt hatte, zu sterben.

Hirnbringer sagte: „Es ist erklärlich. Die Lösung ist zu schwach gewesen."

Und Bransen dachte, daß er recht hatte. Sie schaufelten vor der Burg ein Grab und beerdigten, mit feierlichen Mienen, das Tier.

*

Bransen siedelte in den Keller über. Zwischen ihm, Hirnbringer und Professor Schwamm war eine Art Ring entstanden, ein Ring, der hartnäckig gegen jedermann schwieg, so daß man oben in der Burg die Köpfe schüttelte und mißtrauisch wurde. So entstanden auf Schloß Caderal zwei Parteien: die Forscher im Keller und die Forscher in der Veranda, dazu kamen noch die Forscher in der Halle. Der Herzog mit dem Silberbart stieg öfters vermittelnd die Treppen hinunter und wieder hinauf, Brée versuchte mehrere Male die Wand niederzureißen, welche die Kellerleute durch ihr Schweigen aufrichteten; die Attaken blieben erfolglos. Die Kellerleute schlugen jeden Angriff mit einem stummen, rätselhaften Lächeln zurück. Schwamm kaute seine Schokolade, Hirnbringer stieß ein verwegnes Hüsteln aus, Bransen schließlich zuckte die Achseln.

In dieser Verborgenheit, und nur beraten von den beiden Professoren, analysierte Bransen den Inhalt der Retorte und schrieb beglückt die Formel nieder. Dieses neue Serum bestand aus achtzig Prozent „Karol" und aus zwanzig Prozent jener Lösung, die der Zufall gemischt hatte. Nach wenigen Tagen gab es unten im Keller sieben Meerschweinchen, zwei Ratten und einen Mandrill, die getötet und wieder erweckt worden waren. Das „Karol" war also gefunden. Bransen hatte sein Ziel erreicht. Aber trotzdem hielten die Kellerleute ihre Entdeckung und ihre Resultate geheim, und das aus gewissen Gründen.

Sie wollten den endgültigen Beweis, das letzte Glied der Kette. Im Keller wurde beraten. Hirnbringer war bereit, der Wissenschaft jedes verlangte Opfer zu bringen, Bransen hätte sich unter Umständen selbst abschlachten lassen, damit das „Karol" an ihm ausprobiert werden könne. Professor Schwamm dagegen sagte: „Es ist gegen das Gesetz." Da Tribourdeaux gerade in den Keller kam und diese Worte hörte, so waren sie bald in der ganzen Burg bekannt. Der kleine Dr. Fu aus Tokio, der düstere Blom und der galante Franzose, sie hatten einen Tag lang nichts zu tun als zu tuscheln und zu vermuten. „Es ist gegen das Gesetz!" Was bedeutete das? Was war gegen das Gesetz?

In nicht minderer Erregung befanden sich die Chemiker in der ehemaligen Ritterhalle. Konstantin Mark war der Ansicht, daß die da unten den Trumpf in der Hand hielten. Nur begriff er nicht, was sie mit dem Gesetz zu tun hatten. Am Abend war es sonderbarerweise im Dorf Schenna bekannt, daß Professor Schwamm den Ausspruch getan hatte: „Das Gesetz ist dagegen." Von Dorf Schenna nahmen diese Worte ihren Lauf um die Welt; es gab wohl keine einzige Zeitung, welche die Worte Schwamms nicht verkündete.

In der Tat, das Gesetz war dagegen. Aber schon am zweiten Tag war Professor Schwamm einer Meinung mit Bransen und Hirnbringer. Das Gesetz reichte nicht bis nach Caderal. Die Gesetze verblaßten; es war nötig geworden, manche Gesetze zu streichen oder abzuändern. Hirnbringer entwickelte gern folgende kriminalistische Frage: „Was geschieht mit einem Mörder, dessen Opfer durch unser Serum gerettet werden kann?" Schwamm lachte sich tot und hielt seinen Bauch: „Unser Serum macht einen Massenmörder zum gewöhnlichen Taschendieb!"

Als die Keller-Männer sich zu einem Entschluß durchgerungen hatten, handelten sie listig wie die Wölfe. Sie warben Kundschafter im Dorf, und die Kundschafter streckten ihre Fühler aus. Eines Tages erhielt Bransen eine positive Nachricht. Und die drei stiegen ins Dorf hinunter. Sie schritten auf eins der kleinen Häuschen zu und pochten an.

Es dauerte nicht lange, da wurde die Tür eine schmale Spalte weit geöffnet, und durch den Spalt hindurch blickten zwei mißtrauisch funkelnde Augen. „Wir kommen von der Burg," sagte Bransen. Ein altes, verhutzeltes Weib ließ sie eintreten. Sie traten über die Schwelle in ein dunkles Vorzimmer, das durch eine Bretterwand in zwei Teile geteilt war; hinter dieser Wand befand sich eine winzige Küche. „So, von der Burg kommen Sie?" fragte die Alte mit Mißtrauen in der Stimme. „Was wollen Sie denn?"

„Sie haben einen kranken Mann?"

„Ja, krank ist er wohl," antwortete die Alte, und ihre Nase wurde immer spitzer. „Er ist bald hin."

„Wir sind Aerzte. Können wir Ihren Mann nicht sehen?"

„Den kriegt kein Arzt mehr auf die Füße!" Ihr Mund verzog sich zu einem bösen Lächeln. „Soll ich mich noch weiter mit ihm plagen? Drei Jahre liegt er jetzt schon krank danieder, drei Jahre röchelt und stöhnt er in den Nächten, daß kein Mensch zur Ruhe kommen kann. Gott nehme ihn zu sich," keifte sie und schlug ein Kreuz.

„Aber Sie können uns den kranken Mann ja zeigen.“

Die Alte schwieg eine Weile, als wenn sie etwas überlegte, dann trat sie zur Seite, und indem sie auf die ins Zimmer führende Tür wies und den Besuchern den Vortritt ließ sagte sie: „Treten Sie ein.“

Hirnbringer schätzte den Mann auf etwa sechzig Jahre, obwohl er wie ein Hundertjähriger aussah, den man aus dem Grab geschaufelt hatte. Sein Aussehen war so erschreckend, daß selbst der abgebrühte Schwamm einen Anprall fühlte; weniger abgestumpfte Nerven hätten einen Schock erlitten. Die Untersuchung war kurz; es war unzweifelhaft, daß das Gerippe seine letzten Tage lebte. Auch Professor Schwamm stellte eine ähnliche Diagnose. „Der Mann steht schon mit einem Fuß im Grab,“ sagte er.

Die Alte schob ein paar Stühle zurecht, setzte sich und fragte: „Was betrifft es denn?“

„Es betrifft den Kranken,“ antwortete Hirnbringer.

„So, so, den Kranken! Was ist denn mit dem Kranken? Was wollen Sie denn mit ihm?“

„Ihr Mann ist außerordentlich krank und Sie haben keine Zeit, ihn zu pflegen. Wir machen Ihnen das Anerbieten, den Kranken zu behandeln, ihn zu diesem Zweck auf die Burg zu schaffen und ihm ein sauberes Zimmer einzuräumen. Das ist alles.“

Da brach die Alte in ein grelles, gemeines Gelächter aus. „Das ist aber sonderbar! Man hat mir schon erzählt, wer Sie sind. Ja, ja, es geht das Gerücht, daß Sie Tote gebrauchen. Ich kann Ihnen darum meinen Mann nicht geben!“ Sie sagte das alles, indem sie sich vor Lachen schüttelte.

„Dann also nicht,“ erwiderte Hirnbringer und erhob sich.

Da hielt die Alte in ihrem Lachen inne und triefte plötzlich vor Liebenswürdigkeit. „Bleiben Sie doch noch, lieber Herr, bleiben Sie doch! So war es ja nicht gemeint. Ich habe wirklich nichts dagegen, Ihnen den Nichtsnutz zu geben, aber —,“ sie kicherte und zeigte die gelben Stümpfe ihrer Zähne, „eine Hand wäscht die andere, meine Herren. Wenn Sie den kranken Mann haben wollen, so müssen Sie ihn mir abkaufen. Oh, Sie brauchen nicht zu erschrecken. Ich geb' ihn Ihnen billig . . .“

„Sie wollen den alten Mann zu einem Kaufobjekt machen?“ fragte Bransen.

„Gewiß doch, verschenken werde ich ihn nicht!“

„Aber das sind doch Geschäfte, die verboten sind.“

„Es bleibt ja unter uns,“ kicherte die Alte, „es wird ja niemand erfahren. Sie brauchen den kranken Mann, und ich brauche Geld.“ Hinterlist und Gier färbten ihr Gesicht gelb.

Am andern Tag wurde der kranke Mann in die Burg gebracht. Wie eine Mumie verpackt lag er auf dem Boden des Autos. Seine spärlichen grauen Haare flatterten wie Grasbüschel im Wind.

Er erhielt ein helles, sauberes Zimmer und wurde sorgfältig gepflegt. Ständig saß jemand an seinem Lager, entweder Bransen, Hirnbringer oder Schwamm, sie lösten sich gegenseitig ab. Tag und Nacht warteten sie darauf, daß der kranke Mann verscheide.

Aber er starb nicht. Er wurde mit jedem Tag gesünder und genas zuletzt vollständig.

*

Was alle Welt nach Schenna zog, war nur jener Berg mit der Zauberburg, über die die wahnsinnigsten Gerüchte kursierten. Die Zeitungen hatten die allgemeine Aufregung auf die höchste Temperatur gebracht, und von dieser Temperatur profitierte Schenna. Man sandte den Forschern Liebesgaben, Drohbriefe, Blumen und Delikatessen auf den Berg hinauf; man ließ in den Cafés das „Deutschlandlied“ spielen und brachte ein Hoch auf Herolder und seinen Stab aus; man sandte Ermunterungsdepeschen mit fünfundneunzig Unterschriften ab; man gebärdete sich wie verrückt und wurde sogar poetisch. Man belächelte, bestaunte, bewunderte die Forscher und ihr Werk, und doch, man hielt sie mehr oder weniger für Utopisten. Aber unter zehn, die „Utopie“ riefen, war immer einer, der die Hände rang und rief: „Utopie? Man wird noch Wunder erleben! Die Leute schaffen es!“

Man hatte in Schenna eine irrige Meinung von dem Werk, an dem gearbeitet wurde. Man nahm an, da es sich um ein künstliches Blut handelte, daß die Leute auf der Burg künstliche Menschen fabrizieren wollten, und man schwor Hals und Bein darauf, daß es bereits gelungen sei, eine künstliche Ratte, sieben künstliche Meerschweinchen und einen künstlichen Mandrill herzustellen. Ein spleeniger Amerikaner, der im „Grand-Hotel Schenna“ logierte, hatte Bransen das Angebot gemacht, ihm die künstliche Ratte für den Betrag von hunderttausend Dollar zu überlassen. Ein bekannter Zirkusunternehmer bot für den künstlichen Mandrill fünfzigtausend Mark; für die sieben Meerschweinchen lag eine weitere Offerte vor.

Brée war um die Weihnachtszeit nach Wien gereist, und in diesen Tagen erhielt Bransen ein Billett: er möchte abends sechs Uhr ins Dorf kommen, eine Dame erwarte ihn in der Johanniskirche. Tausend Grüße!

Da das Billett keine Unterschrift besaß, vermochte Bransen nicht zu erraten, wer die Absenderin sei, und er warf es fort. Er ahnte nicht, daß Liane die Abwesenheit Brées benutzt hatte, um mit ihrem Mann nach Schenna zu kommen.

Liane wartete vergeblich. Sie war erstaunt und gekränkt. Hatte er die Handschrift nicht erkennen können? Nach einer Stunde ging sie mißmutig ins Hotel zurück und lauschte überall, was über Bransen zu hören war. Bransen käme nur selten ins Dorf. Wenn er aber käme, dann sei er nicht allein, sondern in Begleitung Professor Hirnbringers.

Am andern Tag sah man Hirnbringer im Dorf, aber ohne Bransen. Liane wandte sich sogleich mit ihrem freundlichen Gesicht an den Professor. „Verzeihen Sie, Professor Hirnbringer? Ich möchte gern Herrn Herolder sprechen. Sagen Sie ihm doch, mein Name sei Liane.“

„Fräulein Liane,“ krächzte Hirnbringer und blinzelte durch seine Brillengläser, „es melden sich täglich Dutzende von Damen, die Herren Herolder zu sprechen wünschen. Herr Herolder ist sehr beschäftigt.“ Hirnbringer zog vergnügt den Hut und stapfte in die Berge.

Liane weinte vor Enttäuschung. Wie konnte man diesen schrecklichen Bransen nur verständigen?

Am vierten Abend sah sie Bransen zum erstenmal. Er kam mit Hirnbringer vom Berg herunter und ging ganz dicht an ihr vorüber. „Christian!“ rief Liane.

Bransen blieb stehen und wandte sich um. Liane bemerkte, daß er sich verfärbte. Im nächsten Augenblick verabschiedete er sich hastig von seinem Begleiter und lief auf sie zu.

„Liane!“ Seine Stimme klang noch immer erschrocken.

Sie drückte lange Zeit seine Hand, und ihr Gesicht wurde über und über rot vor Freude, die geliebte Stimme wieder zu hören. Sie forschte in seinem Gesicht nach gleicher Freude, aber wie hatte sich dieses Gesicht verändert! Bransen war mager geworden, und seine Augen blickten starr, als beschäftige er sich ununterbrochen mit einer fixen Idee. Seine Lippen preßten sich aufeinander, die Mundwinkel waren nach unten gezogen und verliefen in tiefen Falten. Liane mochte ihren Augen nicht trauen. Der Mann, der die Welt in Atem hielt, war nicht mehr der Mann, der auf einer bunten Wiese um ihre Liebe gebettelt hatte.

„Was machen Sie hier?“ fragte Bransen, und das waren die ersten Worte, die er zu ihr sagte.

(Fortsetzung folgt.)

Kurt Bock:

März.

Mußt nun den Tisch mit Himmelsschlüsseln schmücken
die Fenster auftun aller Sonnenluft;
zerlach die Schatten, laß dich tiefst beglücken
von Vogelruf und windverwehtem Duft.

Dann gehst du, ganz durchpulst vom warmen Lichte,
beschwingt und zielfroh neuen Lebenspfad
und wirfst mit übersonntem Angesichte
in alte Erde deine junge Saat.

Wie Nüpei ein Narr ward.

Chinesische Erzählung von Gustav Halm.

Ehe Nüpei ein Narr ward, war er ein Weiser.

Aber das Brot der Weisheit ist bitter und karg.

Da begab es sich eines Tags, daß der Kaiser in Nüpeis Stube trat, und niemand von seinem Gesinde war bei ihm. Und er sah Nüpei am Boden sitzen, seiner Obergewänder ledig und seinen Nabel anstierend.

„Was beginnst du, o Weiser?“ fragte ihn der Kaiser.

„Herr der Erde, Mittelpunkt aller Kreise des Lebens, ich esse“, erwiderte Nüpei.

„Ich sehe weder Schüsseln noch Eßstäbchen bei dir, kein Dampf steigt auf, und kein Duft weht mir in die Nase“, antwortete der Kaiser. „Da ich aber keinerlei Speise noch Zurüstung dazu sehe, wie kannst du sagen, daß du issest?“

„Ich tue wie der Baum,“ erwiderte Nüpei, „der sich aus seiner Wurzel ernährt. Wisse, o Erhabener, daß der Nabel des Menschen Wurzel ist. Ich schaue ihn an, wie ich es die Weisen Indiens tun sah, und suche Kraft und Stärkung daraus zu gewinnen, deren ich zum Leben bedarf.“

„Und warum issest du nicht wie andere Menschen?“ fragte der Kaiser.

„O Himmelserzeuger“, sagte Nüpei lächelnd, indem er sich erhob. „Geruhe, deine Augen meiner irdischen Sorge zuzuwenden. Siehe diesen Kasten, in dem ich mein Mehl aufbewahre.“ Und er schlug den Deckel eines eisernen Kastens zurück. „Er ist leer, Sohn der Götter, und ein Mehlwurm fände nicht ein Stäubchen mehr, davon er leben könnte. Dort schau den Behälter für Reis. Schimmert nur ein einziges Körnchen noch über dem blanken Boden? In dieser Büchse ruht sonst der duftige Tee; aber erblickst du das winzigste Blättlein dieser gesegneten Würze? Ach, der gefräßigste meiner Diener schlang die letzten Tropfen des Himmelstranks in seinen unersättlichen Schlund!“

„Ich begreife dich nicht“, sagte der Kaiser. „Du bist arm, und du hälst dir Dienerschaft? Und du bist der Herr und duldest, daß sie dir die Speisen vorm Munde wegnehmen? Das erkläre mir!“

Wieder lächelte Nüpei. „Herr des Weltalls,“ sprach er, „du bist der Kopf deines Reichs; deine Minister sind die Arme, die du lenkst, die Soldaten die Hände, die du regst, die Bauern die Füße, auf denen du stehst. Das sind deine Diener. Die Diener aber, die mir dem niedrigsten, armseligsten deiner Untertanen, zu Gebote stehen, sind diese pantoffelbekleideten Füße, diese nackten Arme und vom Hunger entkräfteten Hände; und der gefräßigste von ihnen ist mein Magen, dem ich längst kündigen möchte, da er meinen letzten Tee verschlang!“

Hierüber lachte der Kaiser; dann fuhr er fort: „Es hat aber doch ein jeder im himmlischen Reich der Mitte Brot in seinem Schrank; öffne also, und laß mich sehen, wovon du lebst.“

Da tat Nüpei den Wandschrank auf, dessen leere Gefächer kalt und gähnend standen, und sprach: „Auch das Brot ging seinen Weg, o Göttlicher. Ja, das Oelpapier, hinter dem die Lampe des Hausgottes brannte, findest du nicht mehr, denn ich habe mir eine Fettsuppe davon gekocht. Du siehst also, o Sohn von Millionen Ahnen, daß ich schon zusehen muß, gleich dem Baume Kraft aus meiner Wurzel zu ziehen.“

Kopfschüttelnd stand der Kaiser unter den leeren Fächern und Dosen und sah sehr hilflos aus. Endlich aber schlug er sich mit der flachen Hand vor die Stirn und rief aus: „Nüpei, du und ich, wir weltfremden Menschen, wir vergessen das Nächste! Greife in die Taschen deines Gewandes, in die Truhe dort, so wird doch Geld oder Geschmeide darinnen sein, dafür du Reis und Fleisch im Ueberfluß erstehen kannst, o du Vater jenseitiger Träume!“

„Alles vorüber, o erhabene Brücke zum Jenseits“, erwiderte Nüpei. „Der letzte Cash ging ehegestern für ein paar Früchte dahin. Nichts blieb mir als dieser nackte Leib und diese nackten Möbel. Gestatte also, daß ich in Demut zuschaue, wie diese beiden miteinander auskommen, o Erlauchtester!“

„Deine Not wird ein Ende haben“, sagte der Kaiser. „Sogleich werde ich einen Palastbeamten zu dir senden, der dir fünfhundert Taëls überbringen wird. Da du ein Weiser bist, wirst du sie weise anzuwenden wissen. Bete für mich zu den Göttern!“

Und während Nüpei dankerfüllt auf sein Angesicht niederfiel, wandte sich der Kaiser und ging hinweg.

Nicht lange nach diesem erschien ein Hofbeamter bei Nüpei, gefolgt von fünf Eunuchen, deren jeder hundert Silbertaëls an einer Schnur um den Hals trug. Auf einen stummen Wink ihres Herrn nahmen sie die Schnüre ab und legten sie vor Nüpeis Füße, und ebenso wortlos verließen sie ihn, denn sie waren alle unendlich vornehm. Nüpei aber sprang und tanzte durch die Stube, warf die klirrenden Schnüre hoch und fing sie auf und kleidete sich endlich an um auszugehen.

Es ward Abend und wieder Morgen und endlich Mittag. Da öffnete sich wieder der Vorhang vor Nüpeis Kammer, und der Kaiser trat ein. Und wieder sah er den Weisen versunken an der Erde kauern. Eine Weile blickte er ihn an, dann sprach er: „Nüpei, was beginnst du?“

„Ich genieße, Herr,“ antwortete Nüpei.

„Dein Wort erfreut meine Ohren,“ sagte der Kaiser. „Aber nun berichte auch, was du genießest. Hast du Mehl gekauft, Brot, Hühner, Hammelfleisch, eine junge Katze, Hundeschenkel, Haifischflossen, Tee? Und wie mundet dir die Speise?“

„Krone des wipfelstolzen Stammbaumes des kaiserlichen Hauses“ sagte Nüpei und warf sich zu Boden, „zürne nicht! Ich, dein erbärmlichster Sklave, empfing so viel klingendes Silber von dir, wie noch nie in meinen Tagen durch meine unwürdigen Hände ging. Da ich aber in die Straßen kam und über die Märkte wanderte, ward ich der Widrigkeit irdischer Speise inne; denn mein Fuß glitt über faulenden Früchten aus und mein Auge ward von vermodernden Tierleichen im Rinnstein beleidigt. Und da ich schaudernd den Blick hinwegwandte, fiel er auf die Auslage eines indischen Teppichhändlers und ward von dem auf Seide gemalten Bild Buddhas gebannt, den wir Fo nennen, wie er im Sterben liegt, beklagt von seinen Schülern und seinem Lieblingsjünger Omito, beweint von den Tieren der Erde und bejammert selbst von den grimmigsten der Dämonen. Hoch aber in den Wolken schwebt vor einem Chor himmlischer Mädchen Maya, die Mutter, um mit weitgeöffneten Armen die Seele ihres Sohnes zu empfangen. Sieh, o Mächtiger, solches schauend, vergaß ich der Niedrigkeit leiblicher Nahrung und trat herzu und versank in den Anblick dieses Bildes und sprach zu dem Händler: „O mein Freund, was begehrst du für dein Bild?“ Und er antwortete: „Ich gebe es ab um fünfhundert Taëls, o Ehrwürdiger.“ O Sohn des Himmels, wie schlug mein Herz, als ich das hörte! Ich riß die Silberschnüre von meinem Hals und warf sie auf die Zahlplatte, daß sie klirrend umherhüpften; ich aber rollte das Bild zusammen und eilte nach Hause, so schnell meine Füße mich zu tragen vermochten. Und nun ist es mein, und ich bin der Glücklichste der Sterblichen. Und werde ich fernerhin irdischer Nahrung bedürfen, da ich mich also in die Kreise des Geistes und der Seele hinabsenken kann?“

Nachdem Nüpei also gesprochen hatte, schwieg der Kaiser lange und sah das Bild an. Und dann wandte er sich milde dem Weisen zu und sprach:

„O Nüpei, sei von heute an der Weise meines Hofes.“

„Ich danke dir, Himmelssohn,“ entgegnete Nüpei. „Aber es ist ein gefahrvolles Amt, weiser zu sein als andre. Wenn es dir indessen recht ist, o Gesegneter, so will ich der Narr deines Hofes sein, denn Weisheit und Narrheit sind eins, aber die Menschen lieben den Törichten.“

Und der Kaiser gewährte es ihm.

So kam Nüpei an des Kaisers Hof.

Abschied von Ly.

Von Otto R. Gervais.

Trennt nie Lebendes vom Lebenden! Nehmt nie Abschied! Nie Abschied auf ewig! Laßt euch die Hoffnung auf ein Wiedersehen. Gebraucht nie dies entsetzliche Wort: Lebe wohl auf immer! Der Stolz verbietet dann ein Zurück. Und ob es euch auch immer wieder zum Zurückfluten nach dem andern zwingt: die Härte des Charakters wird siegen. Es ist leichter, Totes und Lebendes auseinanderzureißen, als das Lebendige vom Lebendigen. Ein Abschied gar zweier Liebender: er ist die Hölle!

*

Ly stand auf dem Bahnsteig. In fünf Minuten mußte ihr Zug, der sie gen Osten entführen würde, kommen. Es war morgens, noch nicht einmal Tag. Feucht, dunstig, so ganz ohne Hoffnung grinst die verrauchte Halle. Schienen, endlose Bänder weisen in unbestimmte Fernen. Hier und da kreuzen sie sich, werden zu glänzenden, verwirrenden Knäueln . . .

Ly hält sich tapfer, obgleich es unsagbar schmerzt in ihrer schmalen Brust. Ihre Lippen beben ein wenig, die schwarzen Augenbrauen sind in die Höhe gezogen vor Energie. Bald werden sie weinende Augen überschatten. Wie Brücken die Bäche der Tränen. Aber Ly hält sich tapfer. Sie versucht zu scherzen, doch ihre Stimme, die nur leidenschaftliche Worte kennt, sie zittert bei diesem Unfaßbaren. Sie wird jetzt heiraten. Irgend einen, der sie sicherstellt für ihr ganzes Leben lang. Sie weiß, daß dieser ihr gleichgültig sein wird, denn viele Jahre lang liebte sie nur den, der vor ihr steht und der ihr Mädchenherz ausfüllte.

„Du bist mir nicht böse?“ Sie fragte es aufrichtig bekümmert. Böse — böse — es ist kein Wort für dieses Resignieren. Ly ist vernünftig. Sie kann ihr Leben nicht vertrödeln, sie will ihr Leben lang nicht vor anderen tanzen, sie will Ruhe finden, will vergessen, was war und was hätte sein können, wenn er, der Freund und Geliebte vieler Jahre ihr ein sicheres Dasein bieten könnte. Künstler . . .

Menschen kommen auf den Bahnsteig. Ly findet keine Worte mehr. Das Herz preßt heiße Ströme erregten Blutes in ihre Wangen. Sie hofft auf Unmögliches. Auf Zugunglücke. Blitzartig malt die Phantasie, von der wunschvollen Hoffnung gepeitscht. Sie zählt die Sekunden, die sich zu Minuten verdichten. Dann wird sie einsteigen in ein Abteil, zu gleichgültigen Menschen, wird ihre

Arme noch einmal um ihn schlingen, ihn küssen, seine weichen Hände drücken und winken, winken, winken, so lange er auf dem verlassenen Bahnsteig zu sehen ist. Und dann werden sie sich auf dieser Welt nicht mehr wiedersehen. Beide wissen es bestimmt. Lh schwankt ein wenig bei dem Gedanken. Bittet um einen Zug aus der Zigarette, die in nervösem Munde glimmt. Da rast der Expreß wütend in die Halle . . .

*

Nehmt nie Abschied auf Bahnhöfen! Sie sind so trostlos, machen jedes liebe, letzte Wort unmöglich und lassen keinen tiefen Eindruck zurück. Tanzt einen letzten Walzer, dann trennt euch. Oder berauscht euch in der Umarmung der Nacht. Und wer morgens zuerst aufwacht, küsse den Geliebten, die Geliebte leise und verlasse wie ein Schatten die Stätte des Abschieds. Es ist besser, leichter als Worte. Macht ein Fest, wenn Liebende sich trennen!

Am Frühstückstisch.

Von L. Pirker.

Herr und Frau Wormser sitzen beim schwarzen Kaffee. Da schrillt die Glocke und der Briefträger bringt einen Brief. Er hat längliches Format und trägt in energischen Schriftzügen die Adresse: Frau Wormser, Wien X., Favoritenstraße usw.

Mißtrauisch betrachten die Ehegatten den Brief. Ihre Korrespondenz ist keine ausgebreitete und der Empfang eines Briefes eine ziemliche Seltenheit.

Frau Wormser dreht den Brief nach allen Seiten.

„Von wem er nur sein kann? Von der Resitant ist er net, vom Onkel Pepi a net. Jessas! Vielleicht hat sich die Finerl verlobt!"

Nun nimmt auch Herr Wormser den rätselhaften Brief in die Hand und dreht ihn nach allen Seiten. Urplötzlich überzieht sich sein Gesicht mit blaurotem Firniß:

„Du, Hannerl, er ist doch net am End vom Hausherrnsohn? Du weißt . . . .?"

„I bitt di gar schön, was wollt mir denn der Herr Nagl schreiben?"

„Na, man kann ja net wissen, die Weiber san ane wie die andere"

„Jetzt, solche Verdächtigungen verbiet i mir!"

„Tua d'r nix an. Warum verdrahst d' denn allweil die Augen nach eahm? Oder manst d', daß i net g'segn hab, wia er d'r zuatrunken hat beim Weigl?"

„Mir? I glaub, du spinnst? I und der Herr Nagl!!! Zu blöd, so was! Aber gel, weil du mit dera Nocken vom zweiten Stock anbandelt hait, glaubst d', daß a jeder —

„Du, dös sag i d'r, die Fräul'n Annerl laßt d' aus 'a Gespiel!"

„Aha, da stacht ma's ja! Aber ich laß mi scheiden, daß d'as waaßt!"

„Guat, geh'n ma ausanand! Aber den Brief, den nimm i glei zum Advokaten mit, als Beweis, was du für ane bist!"

Und in wahrer Berserkerwut reißt Herr Wormser das Kuvert auf und liest:

„Sehr geschätzte Frau!

Verwenden Sie künftig nur Xiplonpasta zum Reinigen Ihrer Schuhe.

Xiplonwerke, Wien."

Bei zwei Flaschen Gumpolskirchner feiert das Ehepaar Versöhnung.

(Mit besonderer Genehmigung des Verlages „Bugra" Ges. m. b. H., Wien, dem Buche „Das geraubte Ich" von L. Pirker entnommen.)

Kleine Dinge, die wir nicht wissen.

Die Chinesen teilen den Tag in zwölf Teile zu je zwei Stunden ein.

*

Aus einem Gramm Seife kann man mehr als 50 000 Seifenblasen machen.

*

König Ludwig IX. von Frankreich war der erste Monarch, der Majestät tituliert wurde.

*

Jeder Mensch in Europa einschließlich der Kinder verbraucht durchschnittlich acht Streichhölzer täglich.

*

Tausend Kilo des Wassers im Atlantischen Ozean enthalten 36¾ kg Salz.

*

In Spanien werden an den Eisenbahngleisen Obstbäume gepflanzt.

*

Von 3424 bekannten Dialekten werden über ein Viertel in Asien gesprochen.

*

Im 11. Jahrhundert kam der Gebrauch von Strümpfen auf.

*

Ein Chinese schreibt zuerst seinen Nachnamen, darauf seinen Titel, wenn er einen hat, und schließlich den Vornamen. Genau so ist es auch in der ungarischen Sprache üblich.

*

Es werden jährlich etwa 40 Millionen Tiere ihres Felles wegen getötet.

*

Zahme Pferde werden gewöhnlich 25 Jahre alt; in der Wildnis aber erreichen Pferde meist ein Alter von 38 Jahren.

*

Nach einem französischen Astronomen wird die Sonne uns noch einhundertundfünfzig Billionen Jahre mit Licht und Wärme versorgen, während nach den bisherigen Berechnungen angenommen wurde, daß sie höchstens noch zehn Millionen Jahre leuchten würde. Die neue Berechnung basiert auf den neuesten Entdeckungen über die Zusammensetzung der Atome.

*

Die oft an die Wand gemalte Gefahr einer allgemeinen Welthungersnot erscheint noch sehr fern, wenn man in Betracht zieht, daß die Menschheit nur ein Zweihundertstel der gesamten jährlichen Nahrungsmenge der Erde verbraucht. Alle Tiere zusammengerechnet verbrauchen etwa sechsmal so viel, so daß also noch ein erheblicher Rest Jahr für Jahr übrig bleibt.

*

In Paris gibt es mehr Badeanstalten für Hunde als für Menschen.

*

Von allen Tieren, die auf der Erde leben, haben die Giraffe und der Strauß die größten Augen.

*

Die Arbeiter in den Zuckerplantagen haben die weißesten Zähne der Welt, weil sie dauernd auf Zuckerrohr kauen.

*

In dem großen Wolkenkratzer „Equitable Building" in New York befinden sich mehr Telephonapparate als in ganz Bulgarien.

*

Hundert Zeitungen und vierzehn illustrierte Zeitschriften werden in Amerika von Negern herausgegeben.

*

Das größte Ei, das von einem europäischen Vogel gelegt wird ist das des Schwans, das kleinste das des Zaunschlüpfers.

*

Napoleon konnte Katzen nicht leiden, dagegen waren Victor Hugo und Edgar Allan Poe Katzenfreunde, und Kardinal Richelieu hatte eine ganze Menagerie von Katzen.

*

Auf Robinson Crusoes Insel, Juan Fernandez, die einige Tagereisen von Vaparaiso entfernt liegt, soll demnächst ein großes Touristenhotel errichtet werden.

*

Der älteste Automobilist der Welt ist 111 Jahre alt und lebt als Farmer in Amerika. Das Auto, das er benutzt, stammt aus dem Jahre 1898.

*

In den Flüssen Nordamerikas lebt ein Fisch, der etwa 30 cm lang und sehr wohlschmeckend ist; in getrocknetem Zustande wird er von den Eingeborenen als Kerze benutzt.

*

Puccini, der 1728 in Neapel geboren wurde, war der fleißigste Komponist der Welt; er hat nicht weniger als 134 Opern geschrieben.

*

Das älteste Wörterbuch der Welt gibt es in China. Es wurde von Pe-Kut-She eintausend Jahre vor unserer Zeitrechnung bearbeitet!

Aus aller Welt.

Ein See, der nicht zufriert. In Mecklenburg-Strelitz liegt der Tollense-See, der sich durch die Merkwürdigkeit auszeichnet, daß er nicht zufriert. Wenn bei strenger Kälte alle umliegenden Gewässer eine feste Eisschicht tragen, so bleibt das Wasser des Tollense-Sees, der etwa 11 Kilometer lang und 2 Kilometer breit ist, vollständig eisfrei. Diese seltsame Erscheinung hat aber insofern ihr Gutes, als der See eine Zuflucht für die Wasservögel bildet, denen durch die Vereisung der anderen Gewässer die Nahrungssuche erschwert wird und die daher auch aus weiter Entfernung allwinterlich zum Tollense-See fliegen.

Ein diplomatischer Theaterzwischenfall. Ein Londoner Theater wollte den „Totentanz" von Strindberg aufführen, konnte aber hinsichtlich des Uebersetzungsrechtes mit dem schwedischen Gesandten in London nicht einig werden. Wie ein Londoner Blatt nun mitteilt, wollte die schwedische Gesandtschaft die Aufführung des Stückes auf diplomatischem Wege verhindern.

Fröhliche Ecke.

Na also. Du hast aber eingeheizt, als ob du einen Ochsen braten wolltest, hast du mich denn nicht erwartet?!

Aber freilich, trete nur ein!

Unverfroren! Herr: Was, erst betteln Sie, und nun vertrinken Sie das Geld!?

Bettler: Sie entschuldigen, ich sagte Ihnen doch gleich, ich sei ein armer Schlucker!

Verantwortlich: Hauptschriftleiter Robert Styra, Poznań.